

Gemeinden und Puszten: Bevölkerung, Anbauarten, Viehbestand, Steuern sind im einzelnen aufgeführt. Ausführliche Quellenangaben aus Archiven und Literatur, ein geographisches Verzeichnis und ein Personenverzeichnis erleichtern die Übersicht.

Helmut Klocke

Pöcking

## 19. UND 20. JAHRHUNDERT (bis 1945)

Berend, T. Iván; Szuhay, Miklós: *A tőkés gazdaság története Magyarországon 1848—1944* [Die Geschichte der kapitalistischen Wirtschaft in Ungarn 1848—1944]. Harmadik, változatlan kiadás [Dritte, unveränderte Ausgabe]. Budapest: Kossuth Könyvkiadó; Közgazdasági és Jogi Könyvkiadó 1978.

Zeichnen im Buchtitel auch nur zwei Verf. für die Arbeit verantwortlich, so sind doch einzelne Kapitel von anderen Mitarbeitern verfaßt. Dabei wird besonders auf die Arbeiten von Ránki hingewiesen. Für die Bearbeitung des Binnenhandels wird die Mitarbeit von Tamás Csató, für das Versicherungswesen diejenige von Magda Nádasí hervorgehoben. Das Ganze ist eine sehr inhaltsreiche, dicht geschriebene Entwicklungsgeschichte der ungarischen Wirtschaft und ergänzend der Gesellschaft von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jhs. Leise Zweifel kommen auf, ob man die gesamte Periode schon als kapitalistisch bezeichnen sollte, denn zunächst sind in Ungarn noch die Züge einer vorkapitalistischen Epoche stark wirksam. Unverkennbar ist ein gewisser Stolz auf die ungarischen Leistungen im Bereich technischer Erfindungen, die z. B. wegen der Kapitalknappheit gar nicht oder erst beträchtlich später in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnten. Es wird nicht verschwiegen, daß sich der wirtschaftliche Einfluß der weiterentwickelten Teile der Monarchie zwar manchmal hemmend, jedoch auch durchaus positiv auf Ungarn ausgewirkt hat. So treten auch die Schwierigkeiten Ungarns infolge der Auflösung der Monarchie scharf hervor. Doch wird aus der Zurückdrängung des Fremdkapitals und der ausländischen Fachkräfte ersichtlich, wie bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Eigenleistung immer stärker zur Geltung kommt. Die Vergleiche mit der Wirtschaftsentwicklung der westlichen kapitalistischen Staaten einerseits und der rückständigen Agrarländer Ost- und Südosteuropas andererseits zeigen deutlich den jeweiligen Platz Ungarns in der allgemeinen Entwicklung auf. Als positives Zeichen für die ideologische Zurückhaltung möge erwähnt werden, daß die Vokabel »faschistisch« für Ungarn nur ein einziges Mal — und da mit voller Berechtigung — auftritt.

Stehen zwar Wirtschaftsentwicklung und Wirtschaftspolitik im Vordergrund, so werden auch die sozialen Zustände in den einzelnen Zeitabschnitten dargestellt. Dabei ist zu fragen, ob die Lage der unteren Schichten der Agrarbevölkerung nicht doch etwas zu negativ geschildert wird, wenn man die Verteilung der Anbauarten berücksichtigt: Obst- und Weinbau sowie Viehhaltung ergeben dann doch ein etwas günstigeres Bild für einen Teil der

Klein- und Parzellenbetriebe als die Einschätzung von der undifferenzierten globalen Fläche aus.

Bei der Gesamtbeurteilung stellt sich freilich die Frage, welcher Grad von Selbständigkeit und Unabhängigkeit wirtschaftlicher Existenz erreicht werden konnte. Die Größe der Staaten und ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungsstufe werden dabei stets eine Rolle spielen. So hat auch meist die Eingliederung in größere wirtschaftliche und politische Zusammenhänge eine positive Wirkung. Dies gilt trotz aller negativen Auswirkungen — die besonders im letzten Zeitabschnitt erheblich waren, weil die Gegenleistungen fehlten — auch für die Eingliederung Ungarns in die deutsche Kriegswirtschaft, zumindest unter dem Aspekt der wirtschaftlich-technischen Entwicklung.

*Helmut Klocke*

*Pöcking*

Paládi-Kovács, Attila: *A magyar parasztság rétgazdálkodása* [Die Wiesenwirtschaft des madjarischen Bauerntums]. Budapest: Akad. Kiadó 1979. 542 S.

Gegenstand des Buches ist der Übergang der bäuerlichen Wirtschaft von der Viehhaltung auf die Ackerbauwirtschaft.

Der Verf. bezeichnet die Arbeit als eine ethnographische Monographie im Sinne des historischen Materialismus, und zwar über das magyrische Sprachgebiet innerhalb des Karpatenbeckens. Zu dieser Formulierung ist wohl zu bemerken, daß jede reale Darstellung dieses Gegenstands auch nicht anders hätte angepackt werden können. Untersucht werden die zweite Hälfte des 19. und die erste Hälfte des 20. Jhs.; historische Rückblicke gehen voraus. Als Grundlage für die Arbeit dienten Fragebogen mit 44 Themenbereichen und über 100 Forschungspunkten. Über 100 Gemeinden wurden erfaßt. Die Darstellung der Arbeitsmethoden und Arbeitsgeräte nimmt einen großen Raum ein; Vergleiche mit anderen Landschaften in Mittel- und Osteuropa zeigen Wirtschaftsform und Leistung im weiteren geographisch-kulturellen Rahmen. Der Verf. unterstreicht, daß bisher noch kein zusammenfassendes Werk über die Wiesenwirtschaft in Mitteleuropa existiert. Die historische Einleitung geht von Laubfutter und Nebenprodukten des Getreidebaues für die Viehwirtschaft aus, betont aber, daß es bereits im 10. Jh. eine regelmäßige Wiesenwirtschaft mit Dauerwiesen gab. Westliche Einflüsse, insbesondere über die Klöster, spielen dabei eine wesentliche Rolle. Privateigentum an Wiesen ist seit dem 13. Jh. bekannt, seit dem 16. Jh. wird es stark entwickelt. Die Grundbesitzer nehmen stets mehr Wiesen an sich, sie besitzen lange Zeiten 30—40 %, im 18. Jh. fast 70 %. Erster bäuerlicher Wiesenbesitz waren wahrscheinlich Rodungswiesen. Große Teile waren Gemeindebesitz und blieben es bis ins 20. Jh. Dieser Wiesenbesitz war, vor allem in der Tiefebene, eine wesentliche Stütze für die wirtschaftliche Kraft der Gemeinden. Östlich der Theiß spielten Gras- und Heudeputate eine wichtige Rolle für Pfarrer, Lehrer und Notare. Nasse Wiesen und Laubwälder wurden schon im 14. Jh. zur Heugewinnung herangezogen, wo die normalen Wiesen nicht ausreichten. Bis Mitte des 19. Jhs. wurden die meisten Wiesen nicht gedüngt, allerdings in Transdanubien und Oberungarn schon im 18. Jh., vor allem soweit sie

Herrschaftsbesitz waren. Auch die Wiesenbewässerung begann im 19. Jh. auf Herrschaftsgütern. Im 20. Jh. lagen zwei Drittel der bewässerten Wiesen im Gebiet der mittleren Theiß. Gemäht wurden die Wiesen vom 16. bis zum 18. Jh. nur einmal, seit Beginn des 19. Jhs. zweimal, im niederschlagreichen Westungarn sogar dreimal.

Slawische Herkunft gilt für eine ganze Reihe der mit der Heuwirtschaft zusammenhängenden Worte, z. B. für *széna* = Heu, *kasza* = Sense, *villa* = Heugabel, während *kóst* = Verpflegung aus dem Deutschen stammt und die Verben meist magyarischen Ursprungs sind. Unter den 300 Wörtern der Terminologie der magyarischen Wiesen- und Futterwirtschaft sind auch viele ost- und südslawische Wörter, so vor allem für die Arbeitsgeräte; ferner gibt es Wörter finnisch-ugrischer, bulgarischer, türkischer und iranischer Herkunft; Einflüsse aller Nachbarvölker sind festzustellen, ein Teil ist unbekanntes Ursprungs. Gewisse Bezeichnungen magyarischer Herkunft finden sich aber auch in der Terminologie der Nachbarvölker.

Frondienst in der Heuernte ist seit dem 14. Jh. bekannt. Wanderschnitter gab es schon vor der kapitalistischen Zeit, meist waren es keine Magyaren. Gelagert wurde das Heu meist im Freien, häufig in runden, später in länglichen Schobern. Die Bauern pachteten viel Wiesenland.

41 Kartenskizzen, 159 photographische Wiedergaben von Bauten und Geräten, Verzeichnisse der erforschten Orte, der Abkürzungen, der Literatur, der Ortsnamen außerhalb der gegenwärtigen Grenzen Ungarns mit magyarischen und fremdsprachlichen Bezeichnungen und ein Wort- und Gegenstandsverzeichnis erleichtern die praktische Arbeit mit dem umfangreichen Band. Die zehnsseitige deutsche Zusammenfassung gewährt einen guten Einblick.

*Helmut Klocke*

*Pöcking*

R á c z , I s t v á n : *A paraszti migráció és politikai megítélése Magyarországon 1849—1914* [Die bäuerliche Wanderung in Ungarn 1848—1914 und ihre politische Beurteilung]. Budapest: Akad. Kiadó 1980. 238 S. = Agrártörténeti Tanulmányok 8.

Hier wird versucht, auf Grund umfangreichen Quellenmaterials den Verlauf der bäuerlichen Wanderung und ihre sozialpolitischen Auswirkungen in Ungarn vom Umbruchjahr 1849 bis zu Beginn des Ersten Weltkriegs darzustellen und ihre Bedeutung für die gesellschaftliche Entwicklung des Landes zu beurteilen. Die außerordentlich zahlreichen Einzeltatsachen illustrieren zwar die jeweilige Lage recht konkret, erleichtern aber nicht immer die Übersicht. Nach einer Darstellung der Ursachen der Wanderungsbewegungen werden die Binnenwanderung und als Hauptteil die Auswanderungen unter den verschiedensten Aspekten abgehandelt und untersucht. Räumlich ist Ungarn innerhalb der Grenzen von 1914 erfaßt, einschließlich des etwas mehr übersichtsmäßig behandelten Kroatiens. Als ausführliche Unterlagen bieten sich dem Verf. vor allem auch die Akten der Gewerbekammern, in denen die Lage nicht nur vielseitig beschrieben, sondern auch recht differenziert untersucht wird.

Wo lagen nun die Gründe für die starke Auswanderungsbewegung? In der zweiten Hälfte des 19. Jhs. und im beginnenden 20. Jh. war die Industrialisierung zu schwach, um eine Wirtschaftsstruktur auszubilden, die die stark wachsende Bevölkerung mit einem Anstieg von ca. 4,1 Millionen zu Anfang des 18. Jhs. auf 20,9 Millionen im Jahre 1910 hätte auffangen können. Negative Voraussetzungen für eine moderne Entwicklung waren das Bestehen der Feudalordnung bis zum Jahre 1848 und der fast rein agrarische Charakter des Landes bis 1867. Auch 1900 erbrachte die Landwirtschaft noch fast zwei Drittel des Nationaleinkommens, das Gewerbe ein Viertel, der Handel ein Zehntel. Kroatien war noch weit stärker agrarisch geprägt. Vor allem wuchs das Agrarproletariat, das 1914 rund 2 Millionen und mit Familien-Angehörigen 6 Millionen betrug, d. h. in Ungarn 39 %, in Kroatien reichliche 10 % der Agrarbevölkerung. Es gab somit einen Überschuß an Arbeitskräften, so daß von 1870 bis 1900 nur etwa die Hälfte der angebotenen Arbeitskräfte ausgenutzt wurde, insbesondere auch wegen der geringen Anzahl der Arbeitstage in der Landwirtschaft. Der Abfluß der Bevölkerung vom Lande war gering gewesen, weil die industrielle Revolution erst ab 1848 zögernd einsetzte; die Spitze der Abwanderung nach Budapest lag im Jahrzehnt 1900—1910. Die erste stärkere Periode der Abwanderung hatte 1870 begonnen, die zweite erstreckte sich von 1880 bis 1900, die dritte von 1900 bis 1914 mit dem Höhepunkt in den Jahren 1906/1907. Dabei hindert die genaue Erfassung die Tatsache, daß die ungarische Auswanderung erst ab 1899 statistisch registriert wurde und daß ein Viertel der Auswanderer das Land illegal verließ. Insgesamt wird bis zum Ersten Weltkrieg mit einer Auswandererzahl von 2 Millionen gerechnet, mit einem Rückfluß von rund 25 % im Zeitraum von 1899 bis 1913 und einem zu veranschlagenden gesamten Bevölkerungsverlust von 1,5 Millionen, bei drei Vierteln bis vier Fünfteln aus der bäuerlichen Welt.

Typisch sind für die Auswanderer einige Verhältniszahlen: meist über zwei Drittel Männer, davon 70 % zwischen 20 und 49 Jahren. Stark ist der Anteil der Nationalitäten: von 1899 bis 1913 entfallen auf sie 71,1 %. Von den verschiedenen nationalen Gruppen wandern ab: von den Slowaken 20,2 %, den Ruthenen 11,6 %, den Deutschen 11,5 %, den Rumänen 6,8 %, von den Magyaren 3,8 %. Die Berggebiete, besonders Oberungarn und Siebenbürgen, spielen bei der Auswanderung eine große Rolle, während das Alföld trotz dichter Bevölkerung eine niedrigere Quote zeigt. Hauptziel der Auswanderer waren von 1861 bis 1913 mit zwei Dritteln die Vereinigten Staaten.

Die Stellung der herrschenden Schichten in Ungarn zur Auswanderung war zwiespältig. Einerseits befürchteten die agrarischen Großproduzenten, daß die Verbraucher weniger würden, andererseits hofften sie, daß der Druck der Arbeitslosen abnehmen würde. Für die Volkswirtschaft war von entscheidender Bedeutung das in die Heimat gesandte Geld. Eine weitere Wirkung der Auswanderung war eine Steigerung der Löhne. Die bessere materielle Lage im Ausland hatte das soziale Selbstbewußtsein der Rückwanderer gestärkt; so waren Anstöße zu einer moderneren Sozialentwicklung gegeben. Andererseits sahen die herrschenden Schichten als Wirkung der Auswanderung eine weitere Stärkung des Nationalstaats: war doch von 1890 bis 1900 der Anteil der Magyaren von 48,5 % auf 51,3 % gestiegen.

Die Verarbeitung eines sehr umfassenden Zahlen- und Berichtmaterials macht die Lektüre mancher Abschnitte etwas ermüdend, doch zeigt sich eine konsequente Linie der Darstellung und Beurteilung. Zu fragen ist

vielleicht, ob nicht die materielle Lage der Landlosen und Zwergbesitzer zu düster geschildert wird, vor allem auch im internationalen Vergleich.

*Helmut Klocke*

*Pöcking*

Spira, György: *A nemzetiségi kérdés a negyvennyolcas forradalom Magyarorszáján* [Die Nationalitätenfrage im Ungarn der achtundvierziger Revolution]. Budapest: Kossuth 1980. 245 S.

Wie Spira in der Einleitung betont, enthält sein Buch wenig unbekanntes Einzelheiten; trotzdem ist es aber eine erstrangige Zusammenfassung der Nationalitätenpolitik Ungarns 1848/1849. Der Autor erörtert diese Jahrzehnte hindurch so viele Emotionen auslösende Frage objektiv und nüchtern.

Einleitend betont er folgendes: Die Märzrevolution habe den nicht-ungarischen Bürgern des damaligen Ungarn wesentlich mehr Vorteile gebracht als den Magyaren (S. 12). In den ersten Wochen nach dem 15. März 1848 wurde die Entwicklung in Preßburg und Pest auch von den Nationalitäten begeistert begrüßt (S. 15–16). Erst gegen Ende April verlangten die Slowaken die Anerkennung der eigenen slowakischen Nation im Rahmen des ungarischen Staates (S. 18). Zur gleichen Zeit stellten die Serben und bald nachher auch die rumänischen Intellektuellen — vor allem Schüler und Studenten — ähnliche Forderungen. Es waren allein die Zipser Sachsen, die keine nationalen Forderungen anmeldeten.

Die ungarischen Liberalen wollten aber diese Forderungen zuerst nicht einmal zur Kenntnis nehmen; sogar der linke Flügel der ungarischen Revolution war der Ansicht: »Es gibt nur eine Nation und dies ist die ungarische« (S. 31). Es gab nur einige wenige ungarische Reformpolitiker, vor allem Graf Teleki, welche ständig für Kompromißlösungen und für Vereinbarung mit den Nationalitäten eintraten.

Es ist Wien gelungen, zuerst die Kroaten, nachher auch die übrigen Nationalitäten gegen die ungarische revolutionäre Bewegung zu gewinnen. Von besonderer Bedeutung war dabei die provisorische Verfassung Österreichs vom 25. April 1848. Mitte Mai 1848 haben die serbische Nationalversammlung von Karlova und die rumänische von Balazsfalva den bewaffneten Aufstand gegen Ungarn nicht mehr abgelehnt. Im Juni begannen zuerst die Kroaten, anschließend die Serben und Rumänen die Vorbereitung zum Kampf gegen Ungarn. Die rumänischen und serbischen Aufständischen wurden von Serbien bzw. von den rumänischen Fürstentümern unterstützt; die rumänischen Liberalen waren jedoch von Anfang bis Ende des Freiheitskampfes für Vereinbarung mit Ungarn (S. 104–105). Das Nationalitätengesetz vom 28. Juli 1849 kam schon spät. Die oktroyierte Verfassung Franz Josefs I. löste bei den führenden Persönlichkeiten der Nationalitäten Enttäuschung aus, die sich jedoch auf den weiteren Kampf gegen Ungarn nicht auswirkte.

Der Verf. veröffentlicht auch eine Anzahl wichtiger Quellen zur Geschichte der Nationalitätenfrage 1848/1849 (S. 139–228). Das Buch ist eine wichtige Lektüre für alle, die für das Nationalitätenproblem in Ungarn Interesse zeigen.

*László Révész*

*Bern*

Steinacker, Ruprecht: *Betrachtungen zur nationalen Assimilation des deutschen Bürgertums in Ungarn*; in: *Südostdeutsches Archiv* 22/23 (1979/1980) S. 62—89.

Bei dieser — aus einem Vortrag herausgegangenen — Abhandlung geht es um den komplizierten Magyarisierungsprozeß des deutschen Bürgertums in Ungarn. Neben übergreifenden Feststellungen und neben einem Blick auf die Hauptstadt Budapest konzentriert sich der Verf. auf Städte mit deutschem oder wenigstens nicht-magyarischem Hinterland, weil in den anderen die Assimilation »ohnehin als ein natürlicher Vorgang erscheint«. Hierbei wird aus mehreren, genau bezeichneten Gründen das Komitat Zips einer genaueren Betrachtung unterzogen.

In der Zips bestand kein unmittelbarer Anlaß zur Assimilation, unter anderem deswegen, weil eine magyarische Oberschicht als Vorbild fehlte. Dennoch kämpften die Zipser im ungarischen Unabhängigkeitskampf 1848 an vorderster Front. Darin sieht der Verf. ein Umschlagen des lange Zeit vorher vorhandenen Landespatriotismus in ein ungarisches Nationalbewußtsein. Dieser Vorgang kennzeichnet das Ende einer ersten Phase der Assimilation, die etwa ab 1791/1792 eingesetzt hatte. Für die in diesen Jahrzehnten erfolgte Hinwendung zum Ungarntum, die von der Ausgangslage her eigentlich nicht zu erwarten war, stellt der Verf. eine Reihe von interessanten Begründungen und Motiven vor. Mit dem Oktober-Diplom 1860 begann eine neue Assimilationsperiode, in deren Verlauf ab 1867 bekanntlich die sprachliche Magyarisierung versucht wurde. Um die Jahrhundertwende hatte die Magyarisierungswelle ihren Höhepunkt erreicht. An den breiten Schichten war sie vorbeigegangen. Sie hatte im Wesentlichen nur das Bildungsbürgertum erfaßt, aber dieses auch außerhalb des magyarischen Siedlungsgebietes. Unter anderem gerade deshalb sieht der Verf. innerhalb der Vielzahl der vergangenen und gegenwärtigen Assimilationsvorgänge die Magyarisierung der Deutschen in Ungarn, deren Erforschung noch nicht abgeschlossen ist, als etwas Besonderes an.

Die vorliegenden material- und ideenreichen Ausführungen stellen ohne Zweifel einen weiterführenden Beitrag zu diesem Gesamtthema dar.

Josef Bachfischer

Regensburg

Lukács, Lajos: *The Vatican and Hungary 1846—1878. Reports and Correspondence on Hungary of the Apostolic Nuncios in Vienna*. Budapest: Akad. Kiadó 1981. 795 S., 2 Landkarten.

Der Autor stellt anhand der Archivbestände der Wiener Nuntiatur, der Nuntien Viale-Prelá (1845—1855), De Luca (1856—1863), Falcinelli (1863—1874) und Jacobini (1874—1878), d. h. während des Pontifikates Pius IX., die »soziale, politische und diplomatische Geschichte« Ungarns dar. Der Abhandlung in fünf Kapiteln folgen 368 Dokumente, zwei Landkarten und ein Namens- und Ortsverzeichnis. Das Werk klammert bewußt die Kirchengeschichte aus. Dies bringt den Vorteil, daß die allgemeine politische Geschichte Ungarns sehr eingehend und im Kontext mit der europäischen Geschichte — auch die gesamte moderne westeuropäische Fachliteratur wird herangezogen — eruiert

werden kann. Der Nachteil ist jedoch auch offenbar: kirchenpolitische bzw. innerkirchliche Vorgänge bleiben in ihren letzten Gründen unerklärt. Dies wird ganz offensichtlich z. B. bei der Haltung des ungarischen Episkopates gegenüber der Verfassung von 1848, dem Konkordat von 1855 oder aber dem I. Vatikanischen Konzil. Obwohl der Verf. aus vatikanischen Quellen schöpft — er hat allerdings die Bestände des Staatssekretariats nicht zugleich bearbeitet — und somit vorerst kirchenpolitische Themen behandelt, bleibt er oft an der Oberfläche. Dennoch ist seine wissenschaftliche Leistung beachtenswert. Er kommt (trotz seiner marxistischen Auffassung) mehrere Male zur Korrektur des bisherigen einseitigen ideologischen Geschichtsbildes, das über den ungarischen Episkopat, die Primate Hám und Scitovszky nach 1945 entworfen wurde (Erzsébet Andics).

Das Buch bereichert besonders durch seine Quellenpublikationen auch die ungarische Kirchengeschichtsschreibung enorm und reiht sich vorzüglich in die alte Tradition Ungarns ein, die sich bis 1933 der Erforschung der Vatikanarchive befleißigte.

*Gabriel Adriányi*

*Königswinter*

Goldziher, Ignaz: *Tagebuch*. Hrsg. v. Alexander Scheiber. Leiden: Brill 1978. 342 S.

Ignaz Goldziher (1850—1921)<sup>1</sup> gehört zu den hervorragenden Orientalisten seiner Zeit sowie zu den neuzeitlichen Begründern der Islamforschung. Sein Tagebuch dürfte für Historiker, Orientalisten und am Rande auch für Psychologen aufschlußreich sein.

Goldziher, dessen Werke heute Klassiker der Orientalistik darstellen, wurde, obwohl er seine wissenschaftliche Laufbahn vielversprechend begonnen hatte, erst im fünfundfünfzigsten Lebensjahr Professor (10. Juni 1905) an der Budapester Universität (als Nachfolger von Peter Hatala). Der mehr als dornige Weg zu diesem Ziel ist das unterschwellig wirkende Hauptthema seines Tagebuchs, das er als Vierzigjähriger anzulegen begann. Fast jeder namhafte Orientalist sowie die wichtigsten Institute auf diesem Gebiet werden genannt. Wir bekommen reichlich Einblick in das akademische Leben Ungarns nach dem Ausgleich von 1867. Berlin, Leiden und Wien sind die ersten außerungarischen Stationen seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Ausgedehnte Reisen in die Welt des Islam werden farbig und anschaulich geschildert. Der Leser ist aber immer wieder gezwungen, sich mit den Enttäuschungen, Wünschen und Hoffnungen Goldzihers auseinanderzusetzen.

Das Tagebuch gibt weiterhin darüber Aufschluß, daß Goldziher aber nicht nur ein Opfer seiner Zeit ist, sondern auch von Konflikten behindert wird, die in seiner eigenen Person begründet liegen. Er entwickelt nämlich durch seine Erziehung einen zu hohen Anspruch an sich selbst und seine Umgebung (Vgl. S. 17 f., 21 f.). Bereits mit 12 Jahren veröffentlicht er unter

<sup>1</sup> Hinweise zu Person und Werk finden sich u. a. in der *Encyclopaedia Judaica*, Berlin 1931, und in der *Encyclopaedia Judaica*, Jerusalem 1972. — Es fällt auf, daß diesen Nachschlagewerken nach Goldziher 1904 zum Professor ernannt wurde; in seinem Tagebuch (S. 245) ist jedoch vom Jahr 1905 die Rede.

dem Titel »Sichat Jizchak, Abhandlungen über Gebete« eine Schrift über das jüdische Gebet und seine Bestandteile. Ein prägnantes Erlebnis wird für ihn der wirtschaftliche Niedergang des Vaters, der sich auf dem Hintergrund des Versuchs der Ungarn, eine von Österreich weitgehend unabhängige Volkswirtschaft aufzubauen, abspielt. Goldzihers Vater ist dem nun auch für ihn einsetzenden Konkurrenzdruck nicht gewachsen, zumal ein Teil seiner Gläubiger nicht zahlten, und er hält sich mit seinen Geschäften nur mühsam über Wasser (S. 23 f.).

Als Goldziher im Alter von 18 Jahren nach Berlin zum Studium kommt, läßt man ihn spüren, daß er aus einem Land stammt, das auf dem Gebiet der Wissenschaften nicht so richtig ernst genommen wird: »Österreichische Wissenschaft war zu jener Zeit in Norddeutschland ein humoristischer Begriff ...zumal Ungarn als völlig barbarisches Land galt und es kam den Herren spaßig vor, daß von hier jemand die Inspiration mitbrächte, ein Gelehrter zu werden« (S. 37). Ganz aus der Luft gegriffen war dieser Vorwurf nicht, denn ein Lehrer wie Vámbéry, den Goldziher während seiner Mittelschulzeit hauptsächlich in Anspruch genommen hatte, war nach seiner eigenen Auffassung mehr Hochstapler als Orientalist, ohne daß seine Umgebung in der Lage war, dieses voll zur Kenntnis zu nehmen. Die Entlarvung dieses Mannes wird für Goldziher ein ernüchternder Lernprozeß (S. 105). Trotzdem ist er in der Lage, bereits im Alter von 20 Jahren in Leipzig als Schüler H. L. Fleischers zu promovieren. 1872 erhält er dann eine nicht dotierte Dozentenstelle an der Budapester Universität, die er bis zu seiner Berufung als Professor beibehält.

Der eigentliche Durchbruch aber erfolgt nicht. Es will ihm nicht so richtig gelingen, sich gegen die seiner Ansicht nach perfiden Zeitgenossen zur Wehr zu setzen, gegen die ungarischen Antisemiten im akademischen und politischen Bereich, die ihm seine wissenschaftliche Leistung neiden und ihn in seiner Karriere behindern (S. 46 ff.). So ist er gezwungen, sich mit Auftragsarbeiten, die ihn durch Europa, den Vorderen Orient und Afrika führen, durchzuschlagen. Eine Berufung an die Fuad-Universität in Kairo lehnt er allerdings ab.

Die in seinen Augen gewinnsüchtigen »mauschelnden« Glaubensgenossen, die es sich leichter machen als er, straft er innerlich mit Verachtung; auf der anderen Seite fühlt er sich von ihnen nicht genügend beachtet und gefördert (z. B. S. 151), obwohl er u. a. das Amt des Sekretärs der Pester Israelitischen Gemeinde bis zu seiner Ernennung als Professor bekleidete.

Nach außen ist er der Fels des Anstands schlechthin. Ignaz Goldziher erweitert sich »seine« Orientalistik vom reinen Broterwerb immer mehr zur geistigen Fluchtmöglichkeit, je länger sich die Genehmigung zur Habilitation herauszögert, die zwar vom Kulturminister Joseph Eötvös, einem Anhänger bedingter Emanzipation der Juden, wohl nicht ohne Berechnung gefördert wird; letztlich aber bleibt seine akademische Karriere mehr als 30 Jahre im bürokratischen Netz von Neid und Unverständnis hängen, zumal Eötvös' Nachfolger Pauler und Trefort ihm bei diesen Vorhaben nicht gerade förderlich sind. 1876 wird er zwar Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, aber erst 1905 wird er in der ersten Klasse zum Präsidenten gewählt.

Um so verständlicher seine Freude an den ausgedehnten Reisen in den Vorderen Orient und nach Afrika. Syrien, Palästina und Ägypten sind die Stätten seines Forschens. Er erarbeitet sich die geistige Tradition des Islam, fühlt sich hier beheimatet, denn die geistlichen und weltlichen Vertreter des Islam können in Goldzihers kritischen Augen noch am ehesten bestehen.

Faszinierend zu sehen, wie hieraus die Vielfalt seiner Werke wächst. Hier kommt der Orientalist voll auf seine Kosten.

»Wie schrecklich ermüdet hat mich dieser Kampf« (S. 234). Auch von einem mehr als 30-jährigen Martyrium ist die Rede (S. 240). Im letzten Teil des Tagebuchs erleben wir Goldzihers stille Verzweiflung und werden an das Kierkegaard-Wort von der Verzweiflung als der Krankheit zum Tode erinnert. Goldzihers Karriere ist äußerlich gesichert, wenn ihm auch von seiner Dozententätigkeit nur wenig Jahre auf seine Pension angerechnet werden sollen. Aber viele Freunde und Verwandte sterben und schließlich auch seine geliebte junge Frau. Es ist anzunehmen, daß dieser jüdisch-ungarische Pionier der Orientalistik, der ein so reiches Lebenswerk hinterlassen hat, einen einsamen Tod (am 21. Nov. 1921) gestorben ist.

Bernd Behnig

Regensburg

Galántai, József: *Die österreichisch-ungarische Monarchie und der Weltkrieg*. Budapest: Corvina 1979. 406 S., 16 Abb.

Der bekannte Neuhistoriker der Budapester Universität, der im Jahre 1980 außerdem eine Gesamtdarstellung des I. Weltkrieges vorgelegt hat, *Az első világháború*, untersucht hier die Situation der österreichisch-ungarischen Monarchie unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg und ihre Verstrickungen in der damaligen europäischen Politik.

Ausgangspunkt für seine Darstellung sind die Beziehungen der Doppelmonarchie zu der jungen Staatenwelt auf dem Balkan. Er gibt zuvor eine knappe aber prägnante Zusammenfassung sowohl über die Geschichte der Donaumonarchie in den letzten 50 Jahren, als auch über die Befreiung der Balkanvölker von der türkischen Oberhoheit im 19. Jh. Als ursprüngliche Hauptzielrichtung der Wiener Politik seit Metternich sieht Galántai »die Erhaltung des Status quo« auf dem Balkan. Doch mit dem Berliner Kongreß beginnt Österreich-Ungarn, gestützt auf den Zweibund, mit einer Expansionspolitik im Südosten Europas. In einem eigenen Kapitel wendet sich der Verf. der Rolle Österreich-Ungarns bei der Neuordnung auf dem Balkan zu, die durch die beiden Balkankriege zu einem gewissen Abschluß kommt. Die Versuche der Donaumonarchie, ihren Einfluß auf dem Balkan zu bewahren oder sogar zu erweitern, bildeten den Anlaß, wenn auch nicht die Ursache, für den Ersten Weltkrieg. Das abschließende dritte Kapitel befaßt sich mit der Julikrise von 1914 und den Beginn der Kriegshandlungen. Der Verf. sieht dabei die Ereignisse auf dem Balkan nicht isoliert sondern durchaus in den weltpolitischen Zusammenhängen.

Neben den bekannten Quellensammlungen und Standard-Darstellungen benutzt Galántai auch unveröffentlichtes Quellenmaterial. Zu den bereits veröffentlichten Dokumenten gehören die beiden Memoranden des Ministerpräsidenten István Tisza, der vor dem Kriegseintritt gegen Serbien im Juli 1914 warnte, da er ihn zu diesem Zeitpunkt für die Monarchie für tödlich hielt. Ein bisher völlig unbekanntes Schriftstück ist aber ein Brief Tiszas an den Grafen Berchthold vom 8. Juli 1914, in dem er noch einmal versucht, das aggressive Auftreten gegenüber Serbien zu verhindern. Mit diesen und weiteren unbekanntenen Quellen kann der Verf. einige bisherige Ansichten besonders

über die Haltung Tizas korrigieren. Im ganzen gesehen ist das Buch von Galántai eine wichtige Studie in der Reihe der Forschungen über den Beginn des Ersten Weltkriegs.

Horst Glassl

München

Wojatsek, Charles: *From Trianon to the First Vienna Arbitral Award. The Hungarian Minority in the First Czechoslovak Republic*. Montreal: Institute of Comparative Civilizations 1981. 229 S.

Charles Wojatsek schrieb ein Buch. Erst der Untertitel gibt Aufschluß darüber, was dem Autor am Herzen liegt: »Die ungarische Minorität in der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1918—1938«.

Das Werk ist von der ersten bis zur letzten Seite proungarisch. Die heutigen ungarischen Historiker in Ungarn und im Exil erlauben sich in jedem Fall ein ausgewogeneres Urteil, als sich dies Wojatsek zutraut. So verurteilt er in Bausch und Bogen die Expansionsbestrebungen der Regierung in Prag. Es ist verständlich, daß Trianon für jeden Ungarn als schreiendes Unrecht empfunden wurde, jedoch darf nicht vergessen werden, daß damals das ungarische Schicksal in den Händen der europäischen Großmächte lag. Die Staatsmänner in Paris und in London waren entweder einseitig oder überhaupt nicht darüber informiert, als es darum ging, zwei Drittel des ungarischen Territoriums anderen Staaten zuzuschlagen. Hier hätte Wojatsek den Einfluß des tschechischen Exils auf die Entscheidungsträger in London und Paris vor dem Raster der neueren Forschung betrachten müssen, d. h. er hätte die Forschungsarbeiten von Victor S. Mamatey und Jörg Hoensch einbeziehen müssen. Statt dessen wird z. B. Hoensch erst dann zitiert, wenn dem Autor der Stoff auszugehen scheint. In jedem Fall wäre Wojatsek ein ausgewogeneres Urteil gelungen, hätte er mehr die unveröffentlichten Quellen aus den europäischen Archiven herangezogen. Die französischen Quellen der Documents Diplomatiques Français fehlen gänzlich.

Dessen ungeachtet hat das Buch interessante Aspekte zu bieten. So ist im zweiten Kapitel eine gute und übersichtliche Darstellung der systematischen Unterdrückung der ungarischen Minderheit durch die Prager Regierung anhand der bekannten Mittel dargelegt worden: Wirtschaftliche Restriktionen, gesellschaftliche und kulturelle Restriktionen und die Einschränkung des religiösen Lebens.

Im dritten Kapitel werden die Versuche dargestellt, die die ungarische Minderheit unternahm, um eine friedliche Revision der Grenze zwischen der Slowakei und Ungarn zu erwirken. Der Autor stellt dar, wie diese Versuche der Nationalitäten verliefen, um das Parlament in Prag zu beeinflussen.

Wojatsek kommt im fünften Kapitel zu einer guten Darstellung der Konfrontationen zwischen den einzelnen Minderheiten und der Prager Zentralregierung. Auch die Lösungsversuche von außen durch die Runciman-Mission, durch das Münchener Abkommen und durch den Wiener Schiedsspruch werden herausgearbeitet, wenn auch das Ergebnis nicht immer mit dem herkömmlichen Geschichtsbild identisch ist.

Im achten Kapitel zieht der Autor einige Schlüsse, die nicht der gängigen Geschichtsauffassung entsprechen. So stehen dort unvermittelt dogmati-

sche Sätze, die hart an der Grenze des Vorurteils stehen: »Die Tschechen fuhren fort zu behaupten, daß Frankreich, die Sowjetunion, Rumänien und Jugoslawien hinter ihnen stünden« oder »die Tschechen sahen den politischen Irrtum ihrer eigenen Aktionen nicht ein« und die Tschechoslowakei »kulti-vierte den Größenwahn und die Fremdenhörigkeit« (S. 172). Solche Behauptungen kann man nicht unkommentiert im Raum stehen lassen. Der offensichtliche Tschechenhaß steigert sich noch, wenn der Autor behauptet, daß Beneš die Absicht hatte, einen europäischen Krieg zu provozieren, um in Zentral-europa »eine Hegemonie der Tschechen« zu errichten (S. 173). Aus diesem tschechischen »Imperialismusanspruch« leitet der Autor die Absicht von Beneš ab, niemals eine Regelung mit den Nationalitäten und den slowakischen Autonomisten gewollt zu haben (S. 174).

Der Autor fährt fort, die privaten Geldgeschäfte von Beneš und Hodža zu schildern, mittels derer dann eine provisorische Regierung im Ausland errichtet wurde. Dem Leser bleibt hierbei der Bezug zu der ungarischen Minderheit unklar. Ferner wurde der Versuch von Beneš dargestellt, die Sowjetunion für die tschechischen Pläne zu gewinnen. Hierbei habe letztlich mit Hilfe der Sowjetunion die bekannte Ausweisung der ungarischen Minderheit Gestalt angenommen (S. 178—179). Wojatsek vergißt, daß am 10. Februar 1947 in Paris ein Friedensvertrag unterzeichnet wurde, der das Waffenstillstands-abkommen von 1945 sanktionierte, d. h. die Grenzen von Trianon wurden abermals bestätigt. Die Abtretung des sogenannten Preßburger Brückenkopfes an die Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg war ein internationaler Akt. Auch die erzwungene Umsiedlung der Ungarn aus der Tschechoslowakei wurde nicht vollständig durchgeführt. So wurden etwa die Hälfte der Ungarn-deutschen aus Ungarn und ca. 14 % der Slowakenungarn ausgewiesen.

Zusammenfassend kann man das Buch von Wojatsek nicht als das grund-legende Geschichtswerk über die Ungarn in der Tschechoslowakei bezeichnen. Hierzu wurden bessere Untersuchungen der ungarischen Historiker im Exil vorgelegt. Auch die Historiker in der Volksrepublik Ungarn haben in den letzten Jahren zu diesem Thema beachtliche Arbeiten hervorgebracht, die allerdings immer parallel zu den Arbeiten, die im Westen erscheinen, gelesen werden müssen.

Gerd Wehner

München

Fraschka, Günther: *Mit Schwertern und Brillanten. Die Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnungen*. Wiesbaden, München: Limes 1977.

Der Publizist Günter Fräschka beschreibt das Leben von 27 Soldaten, vom Leutnant bis zum Feldmarschall, stellvertretend für Millionen von Soldaten des 2. Weltkrieges, darunter Truppenführer und Kommandanten der 1944/45 im ungarischen Raum kämpfenden deutschen Verbände, wie Model, Dietrich, Gille, Balck und Rudel. In diesem Buch sind die Kampfhandlungen wahrheitsgetreu beschrieben. Der Verf. berichtet bei der Beschreibung des Porträts des Generals Balck (S. 222—232) die Behauptungen, die dieser am 23. 1. 1977 in einem Interview mit der »Welt am Sonntag« (»Er siegte in der letzten Kesselschlacht«) gemacht hat, nämlich: »die ungarische Division

Szent László lief zu den Sowjets über...« Gegen diese falsche Darstellung erhielten der General und auch Fräschka zahlreiche Protestbriefe von ehemaligen Angehörigen dieser Division. Der Verf. stellt an Hand von Dokumenten und Fakten fest: »...die Tatsache war, daß die Szent László Division keineswegs übergelaufen ist, sondern bis Mitternacht des 9. Mai 1945 gegen sowjetische Truppen kämpfte. Erst am 10. Mai 1945 kapitulierte die Division vor den Engländern — was allerdings General Balck damals angeblich nicht wußte und erst dreißig Jahre nach dem Kriege erfuhr.« Es ist hier noch hinzuzufügen, daß zu diesem Zeitpunkt (31. 3. 1945) die Szent László Division nicht mehr im Befehlsbereich des Generals Balck (d. h. der deutschen 6. Armee) stand und die Falschmeldung leider nicht nachgeprüft worden ist.

*Paul Darnóy*

*München*

Balck, Hermann: *Ordnung im Chaos. Erinnerungen 1893—1948*. Osnabrück: Biblio Verl. 1980. 700 S., 51 Skizzen = Soldatenschicksale des 20. Jahrhunderts 2.

Der General der Panzertruppe a. D. Hermann Balck (1893—1982) war nacheinander General der Schnellen Truppen im OKW, Divisionskommandeur, General eines Panzerkorps, Oberbefehlshaber einer Panzerarmee, einer Heeresgruppe und zuletzt einer Armeegruppe (deutsche 6. Armee und kgl. ung. 1. und 3. Armee) am Frontabschnitt der Heeresgruppe Süd in Ungarn und zuletzt in Österreich.

Das vorliegende Buch ist eine interessante, spannende, gut lesbare Lektüre. Der General hat von August 1914 an bis Ende des 2. Weltkrieges Tagebuch geführt und behauptet, nachträglich nichts daran geändert zu haben, auch dort nicht, wo er Unrecht hatte. Wir können uns hier nur mit dem letzten Abschnitt, mit den Kämpfen und Ereignissen im Donauraum beschäftigen.

Mit Ungarn befaßt sich Balck erst ab S. 595, d. h. von Ende 1944 an, als er zum Oberbefehlshaber der deutschen 6. Armee in Ungarn am Frontabschnitt der Heeresgruppe Süd bestellt worden ist.

Es ist äußerst merkwürdig, wie es dazu kommen konnte, daß der General seine falschen Behauptungen, die Division Szent László sei am 30. 3. 1945 zu den Russen übergelaufen und habe bereits den Kampf gegen ihre früheren Verbündeten angetreten — wenn auch abgeschwächt — in seinem Buch wiederholt, obwohl er diese Division öfters lobend erwähnt (S. 598, 614). General Balck hat damit den ungarischen Verbündeten zumindest moralisch schweres Unrecht getan! Zugeben tut man natürlich eigene Fehler nie! So auch General Balck nicht, nämlich daß er sich damals von einer Falschmeldung irleiten ließ!

In den letzten Jahrzehnten hat der Kameradschaftsverband Ungarischer Frontkämpfer (MHBK) diese Ereignisse geklärt und auch zur Kenntnis des Generals gebracht. Balck ließ nur in der Anlage seines Buches einen Teil der Korrespondenz und einige zeitgenössische Dokumente zum »Fall Szent László Division« abdrucken. Er ließ auch die im Militärwissenschaftlichen Forschungsinstitut in Freiburg/Br. vorliegenden Dokumente (Tagesberichte,

Lagekarten usw.) außer acht und versuchte mit rein subjektiven Mitteln überzeugend zu wirken. Eine Ehrenerklärung blieb er bis zu seinem Tod schuldig.

Tatsache ist (wie Günter Fraschka, Mit Schwertern und Brillanten. Wiesbaden, München 1977, berichtet): Die Szent László Division war seit 28. 3. 1945 der 2. Panzer-Armee unterstellt, kämpfte bis Ende des 2. Weltkrieges im Süd-Steiermark (Murtal) und geriet in Kärnten in britische Gefangenschaft. Die Lage im Drau-Gebiet bewog die Briten, diese ungarische Elite-Division nicht zu entwaffnen, sondern für einen eventuellen Einsatz gegen die Jugoslawen bereitzuhalten. Erst nach Ende Juni 1945 wurde sie entwaffnet. Ihr Kommandeur wurde — mit anderen hohen Offizieren der kgl. ung. Armee — an die Sowjets ausgeliefert.

Auch mit den Generalen der Waffen-SS geht General Balck scharf ins Gericht — öfters nachweislich zu Unrecht! Nicht allein die Ehrenbeleidigung der »Szent László« Division sondern auch eine Zahl von irreführenden Darstellungen, Statistiken und subjektive, bis zur Beleidigung führenden Bemerkungen bedürfen einer Gegendarstellung. Balck behauptet, ein »Ungarnkenner« zu sein (Tagebuch S. III. 28). Seine Angaben über Land, Volk und Geschichte Ungarns sind jedoch falsch. Hier nur einige Beispiele: »Die wieder im Verlauf der letzten Jahren an Ungarn zurückgefallenen Landesteile hatten meist nur wenig ungarische Bevölkerung. Daß sie sich für das verhaßte Ungarn und seine sofort wieder beginnende Magyarisierung einsetzen sollten, konnten wohl nur hoffnungslose Optimisten erwarten. Auch diese Menschen hatten kein Interesse am derzeitigen ungarischen Staat« (S. 613). An einer anderen Stelle seines »Tagebuchs« behauptet er zu wissen: »Ungarn ist ein Nationalitätenstaat, wo die Ungarn als Herrenvolk herrschten«. Richtig ist: Ungarn war nach dem 1. Weltkrieg kein »Nationalitätenstaat«, denn 80,9 % der Gesamtbevölkerung waren Magyaren. Demgegenüber lebten rund 3 Millionen Magyaren in den Nachfolgestaaten. Nach dem 1. und 2. Wiener Schiedsspruch kehrten 2,2 Millionen Magyaren ins Mutterland zurück.

Balcks Tagebücher, vielfach Basis seines Buches, enthalten offensichtlich auch »nachträgliche Eintragungen«, die mit den dokumentarisch nachweisbaren Tatsachen nicht ganz übereinstimmen. So z. B. behauptet der General im Zusammenhang mit der Zurückeroberung (26. 12. 1944) der Bischofsstadt Esztergom (Gran), Sitz des Primas von Ungarn, der Fürstprimas Mindszenty hätte gesagt, unter den Russen sei es ihm gut gegangen (S. 615). Tatsache dagegen ist, daß Mindszenty damals nur Bischof von Veszprém und im angegebenen Zeitpunkt (ab 23. 12. 1944) im Zuchthaus Sopron-Köhida von den Pfeilkreuzlern inhaftiert war. Der Primas war Kardinal Justinian Serédy, der am 29. 3. 1945 starb. Mindszenty erhielt erst am 19. 2. 1946 dem Kardinalshut.

Übertrieben erscheint auch die Feststellung über den Gesamterfolg der deutschen 6. Armee in den Tagen v. 27. bis 27. 4. 1945 (S. 629) im Raum Wenigzell, Kloster Vorrâu, Rohrbach, wo drei russische Divisionen eingeschlossen und vernichtet worden sind, »und der Rest flutete zurück«. Das ist jedoch angesichts der Tatsache, daß es den Russen gelang, ihre Korps — trotz des tapferen Verhaltens der Soldaten des deutschen III. Panzerkorps — geordnet zurückzuführen, eine ziemliche Überschätzung der deutschen Erfolge. Eine gewonnene letzte »Kesselschlacht« war es nicht (Tagebuch, III, S. 294).

General Balcks letzte außergewöhnliche Tat ereignete sich im Mai 1945 bei der Rückführung der deutschen 6. Armee in der Steiermark aus der Gefechtsberührung mit der Sowjetarmee (S. 645—649). Er gelangte am 8. 5. 1945 bei Liezen an der Enns zu einem kühnen Entscheid, als die 80. US-Division des XX. US Korps kein Verständnis für den Wunsch gezeigt hatte, die

Kapitulation der deutschen 6. Armee anzunehmen, mit der Begründung, daß die 6. Armee gegen die Russen gekämpft habe. General Balck löste das Dilemma und erklärte dem amerikanischen Kommandeur, daß dann eben die 6. Armee die 80. US-Division angreifen würde, um der Forderung gerecht zu werden, daß man gegenüber jenem Gegner kapitulieren müsse, gegen den man gekämpft habe. Diese Argumentation wirkte überzeugend: die deutschen Truppen durften sich über die Enns zurückziehen. General Balck verstieß zwar damit gegen die Bestimmungen des Waffenstillstandes, ersparte aber Zehntausenden seiner Soldaten das Los der russischen Kriegsgefangenschaft!

*Paul Darnóy*

*München*

### DIE ZEIT NACH 1945

Wass von Czege, Andreas: *Ungarns Außenwirtschaftsmodell — Eine Untersuchung des Spannungsfeldes zwischen Ost-West-Kooperation und RGW-Integration*. Stuttgart, New York: Gustav Fischer Verlag 1979. 281 S., 2 Abb. und 54 Tabellen — *Ökonomische Studien* 28.

Der durch eine Reihe von Arbeiten über Ost-West-Beziehungen in Außenhandel und Kooperation mit dem Schwerpunkt Ungarn bekannte Verf. legt hier eine Untersuchung über das durch die ungarischen Wirtschaftsreformen ins Leben gerufene Außenwirtschaftsmodell vor. Der zeitliche Rahmen umfaßt die Jahre von 1968 bis Ende der siebziger Jahre, im wesentlichen jedoch nur bis Mitte der siebziger Jahre. Gestützt auf ein sehr breit gefächertes Material kann der Verf. trotzdem manche Probleme nur bedingt klären bzw. nur unter dem Gesichtspunkt verschiedener möglicher Lösungen beantworten.

Wenn in die Arbeit auch theoretische Erwägungen einbezogen sind, so soll sie doch ein möglichst reales Bild der außenwirtschaftlichen Beziehungen Ungarns nach den Reformen und einige Ausblicke auf die Zukunft geben. Durch den Vergleich mit der Haltung der anderen RGW-Staaten zur Integration wird die ungarische Verhaltensweise besonders deutlich. Die ungarische Zusammenarbeit mit den RGW-Partnern auf den verschiedenen wirtschaftlich relevanten Gebieten wird als wenig intensiv, wenn auch als zunehmend stärker charakterisiert. Allein schon die außerordentlich umfassenden bürokratischen Maßnahmen, die bis zum endgültigen Beschluß über gemeinsame Vorhaben zwischen den RGW-Staaten durchzuführen sind, verzögern und erschweren die Zusammenarbeit und schwächen erheblich die Neigung dazu. Besonders auffällig ist auch die schwankende Intensität der Kooperation. Die Zusammenarbeit mit dem Westen ist jedoch zugleich von Nutzen für die Integration im RGW; sie konzentriert sich in erster Linie auf den deutschsprachigen Raum. Durch die Reformen vollzog sich ein Wandel in der Auffassung über die Aufgabe des Exports: Während dieser bisher nur als Mittel zur Devisenbeschaffung betrachtet wurde, sollte er nun vor allem wachstumsfördernd wirken. Ungarn führte auch als einziges RGW-Land die binnenwirtschaftliche Konkurrenz um äußere Absatzmärkte ein. Die ungarischen Außenhandelsunternehmen arbeiteten auch marktorientierter als die anderer RGW-Länder. Die Teilnahme Ungarns an der gemeinsamen Forschung innerhalb